



Chadiſchi Aga.

Eine Skizze aus dem Leben im türkiſchen Armenien.

(Schluß.)

Sie erſchlugen alle meine Gefährten und banden die Waarenballen auf, um ſie zu unterſuchen, beſahen alſodann den Kameeltreiber, das geſtohlene Gut nach Manasferti zu ſchaffen, und drohten ihnen im Falle eines Widerſtandes, auch ſie zu tödten. Zwei der Räuber hatten ſich jedoch von den Uebrigen getrennt und die geladenen Flinten und blanken Säbel in den Händen, ſuchten ſorgfältig nach mir.

Sie unterhielten ſich dabei in türkiſcher Sprache.

„Wohin iſt denn dieſer Kump entwiſcht,“ ſagte der Eine, „er wird doch nicht etwa entkommen ſein?“

„Ach, laß ihn entkommen ſein, — große Sache — ſein Hab und Gut haben wir ja.“

„Aber wenn er uns erkannt hat? — was denn?“

„Unſinn, wie könnte er uns wohl in dieſem Aufzuge erkannt haben!“

Die Stimmen kamen mir bekannt vor und ich ſtengte mich an, herauszuerkennen, wem ſie wohl angehören möchten, war aber von dem Schreck und Sturz noch halb betäubt. Außerdem lähmte mich die Furcht, gefunden zu werden; dreimal kamen die Räuber ganz dicht an mein Verſteck, und als ſie zum vierten Male davor ſtanden, richteten ſie eine Reihe recht kräftiger Schimpfwörter an meine ihnen unbekannte Adreſſe. Ich konnte ſie dabei ganz in der Nähe ſehen und glaubte entweder zu träumen oder verrückt geworden zu ſein, als ich in dieſen beiden verkleideten Kurden Niemand anders als meinen Gaſtfreund, den Haimagam, und ſeinen Bekannten, den Einnehmer der Abgaben, erkannte.

Nun verſtand ich den ganzen Hergang und ich war darüber ſo entſetzt, daß ich, jeder Empfindung beraubt, ohne Beſinnung in die Höhlung zurückſank.

Als ich wieder zu mir kam, begann der Tag zu grauen und ein ſahles Licht erhellte meinen Zufluchtsort. Ich ſtellte mich auf die Füße und ſchaute umher. Es war nirgends ein lebendiges Weſen zu erblicken, auf der kahlen Fläche lagen die Leichen meiner Reiſegeſährten, mein erſchlagenes Pferd und die zerſetzten, traurigen Ueberbleibſel meiner Waaren.

Ich verließ die Grube und ſchleppte mich bis zu dem Dorfe Nariman, welches nicht weit von dem Schauplatz des geſtrigen Ueberfalles lag. Und ſo entging ich in Folge eines wunderbaren Zufalles dem mir drohenden Tode.“

„Und nachher?“ — fragte ich den Chadiſchi Aga nach minutenlangem Schweigen.

„Nachher,“ ſagte dieſer mit grimmigem Aufſehen, „nachher reiſte ich nach Wan und beſah, 200 Goldlire in meinen Büchern auf's Verluſtkonto zu ſchreiben.“

„Alſo haſt Du keine Klage gegen die Räuber angeſtrengt?“

„Wie hätte ich keine Klage angeſtrengt? Nun, ich muß Dir das auch noch erzählen. Das iſt nämlich noch — eine — eine andere Geſchichte.“

Ich überreichte die Klage dem Paſcha von Wan und forderte die Feſtnahme der Räuber, die ich ja bezeichnen konnte.

Meine Klage verurſachte eine große Aufregung und machte mir viel Unruhe. Der Haimagam verſchwor ſich damals, mich mit ſeinem Säbel in kleine Stüchchen zu zerhacken, wenn ich es je wieder wagen würde, durch Manasferti zu reiſen. Denke Dir, Eſſendi, ich mußte gleich zu Anfang 50 ganze Goldlire verſchleudern und kam trotzdem nur ſo weit, daß der Paſcha den Haimagam und den Einnehmer der Abgaben nach Wan berief. Wie ich erwartete, leugneten ſie natürlich jede Theilnahme an dem räuberiſchen Ueberfalle. Jedoch da ich die mir

gehörenden Waaren bei ihnen gefunden hatte, mußten ſie das Leugnen aufgeben. Ich reiſte nämlich mit dem Myſſetali¹⁾ nach Manasferti, wo wir eine Durchſuchung der Wohnungen der beiden Räuber vornahmen, welche denn auch viele der mir gehörenden Sachen zu Tage förderte, darunter mein Siegel, welches ſich mit dem Gelde zuſammen im Quersack befunden hatte. Es war alſo dadurch ganz klar bewieſen, daß der räuberiſche Ueberfall das Werk des Haimagam und des oberſten Steuerbeamten war. Es wurde daher den Beiden das Verlaſſen der Stadt Wan unterſagt, da man erſt den Urtheilsſpruch der „Temiſa“²⁾ abwarten mußte, welche ſich in Konſtantinopel befindet.“

„Du haſt natürlich glänzend gewonnen?“ fragte ich.

„Ach Du mein naiver Eſſendi,“ lachte Chadiſchi Aga „höre nur zu, was ſich noch Alles bis zum Ende zutragen hat. Nämlich zu dieſer Zeit entführten mir unbekannte Uebelthäter meine Waaren, welche ich nach Erzerum geſandt hatte, und tödteten meinen Maulthiertreiber auf dem Wege nach Trapezunt. Ich ſetzte den Paſcha davon in Kenntniß und dieſer ließ mich am folgenden Tage zu ſich rufen und ſagte Folgendes zu mir:

„Höre mich, Starkis³⁾ Aga, ich will Dir einen freundschaftlichen Rath geben. Du biſt ein ganz guter Menſch, ich habe Dich ſehr gern und möchte nicht gern, daß man Dich zuletzt noch todtſchlägt. Ich gebe Dir die Verſicherung, daß nicht nur Dein Eigenthum, ſondern ſogar Deine Perſon in arger Gefahr ſchwebt. Der Haimagam und der Einnehmer der Abgaben haben viele Freunde, welche Dich ſicher ermorden werden, ſobald das Urtheil über die Beiden in Konſtantinopel beſtätigt wird. Wünſcheſt Du hiernach noch, daß wir das Urtheil zur Beſtätigung dorthin ſchicken?“

„Was ſoll ich aber in dieſem Falle thun?“ fragte ich, auf das Höchſte erſchrocken.

Und in der That, ich hatte Urſache, zu erſchrecken. Der Paſcha, das ſah ich, ſprach die reine Wahrheit. In dieſen Tagen hatten nämlich einige Türken bei Midſchi meinen älteſten Sohn gefangen genommen und, nachdem ſie ihn gemißhandelt und ein wenig verwundet hatten, ihn mit folgenden Worten zu mir geſchickt:

„Geh, beſtelle Deinem Vater, wenn er nicht den Haimagam und den Einnehmer der Abgaben in Ruhe läßt, wird Euer ganze Familie in Stücke geſchnitten.“

Dieſen Vorfall erzählte ich dem Paſcha.

„Du ſiehſt doch alſo,“ erwiderte mir der Paſcha, „daß ich hier nicht helfen kann, das geht über meine Macht. Ach, wenn Du wüſteſt, Starkis Aga, wie gern ich ſelbſt dieſe Räuber beſtrafen möchte, — aber — ich kann es nicht thun — ich kann es nicht thun!“

„Warum könnt Ihr es denn nicht?“ fragte ich.

„Weißt Du, ich werde Dir mal was ſagen. Dieſe Ueberſchämten haben ja ſogar gedroht, mich ſelbſt zu tödten, wenn ich den Haimagam nicht freilaſſe. Nun verſehe Dich mal in meine Lage — was würdeſt Du thun? — Ich rathe Dir nochmals, laß die dumme Sache fallen, ziehe die nutzloſe Klage zurück, fordere von den Beiden einige Goldlire Entſchädigung — und die Sache iſt in Ordnung.“

Und in der That, es gab keinen anderen Ausweg; davor mußte ich mich noch am ſelben Abend überzeugen, wo ſich Folgendes zutrug:

Ich war noch nicht ganz eingeklappt, als ich bei einem zufälligen Blick durch das Fenſter bemerkte, daß ein Menſch auf dem Hofe hin und her ging. Im Augenblick ſprang ich auf

¹⁾ Myſſetali — Unterſuchungsrichter und Staatsanwalt.

²⁾ „Temiſa“ — legte gerichtliche Inſtanz und einziger in

Konſtantinopel befindlicher Gerichtshof.

³⁾ Starkis — armenischer Vornehme.

und trat mit der geladenen Flinte aus dem Hause. Der Einbringling lief bei meinem Nahen davon, indem er einen rothen Hahn auf das im Hofe liegende Stroh warf, wobei er ausrief, daß morgen mein Haus brennen werde, wenn ich nicht die Klage zurückzöge.

Ich sah also ein, daß doch weiter nichts zu machen sei, ging auf das Gericht und kündigte an, daß ich meine Klage zurückziehen wolle, wenn mir der Haimagam 250 Goldlire Entschädigung zahlen wolle. Der Pascha ließ mich rufen, gab in meiner Gegenwart dem Haimagam und dem Einnehmer der Abgaben strenge Ermahnungen und verbot ihnen, mir je irgend welchen Schaden zuzufügen. Dann wandte er sich nochmals an den Haimagam und sagte wörtlich das Folgende:

„Nun denke Du noch einmal nach, was wohl die Leute sagen werden, wenn sie davon hören werden, daß ein gewisser Haimagam sich mit offenem Diebstahl beschäftigt. Ist denn die Bevölkerung in Deinem Kreise so gering oder so arm oder hast Du zu wenig Macht oder Rechte? Wenn Du Geld gebrauchst, warum legst Du Deinen Untergebenen nicht neue Abgaben auf, sondern befaßt Dich mit Raub und Diebstahl auf der Landstraße? Würde Dir das wohl sehr angenehm und erwünscht sein, wenn das Gerücht davon nach Konstantinopel gelangte? Du möchtest wohl, daß die hauptstädtischen Zeitungen ein großes Geschrei darüber erheben sollen, daß in der Türkei sich die Haimagame mit dem Häubehandwerk befassen? — Was? Das wäre wohl so ein Spaß, wenn durch die Schuld des einen Herrn die Ehre vieler Anderer und auch die meinige besetzt würde. . . Nun mach' schnell ein Ende, ersetze dem Aga alle seine Verluste und handle in Zukunft vorsichtiger. Wenn Ihr Euch schon an so etwas hängt, so handelt wenigstens so, daß Ihr nicht fremde Ehre verlegt und meinen guten Namen beschmüzt. — Gott sei Dank, bis jetzt ist es mir noch nicht geschehen, daß ich etwas Unehrenschaftes gethan hätte; aber wäre Deine Klage nach Konstantinopel gegangen, so wäre durch Deine Schuld mein guter Name besetzt worden. Und was ist das für ein Zustand? Was hab' ich begangen, daß ich schamroth werden müßte? Warum wollt Ihr mir mein Stückchen Brod nehmen? Macht jetzt aber schnell ein Ende, und wenn Ihr das Geld aus der Erde kragen müßtet — schmiert diesem Herrn den Mund zu!“

Und so ermahnte sie der Pascha noch lange fort und sagte ihnen, daß es sehr leicht sei, sich neue Einnahmequellen zu verschaffen, ohne zu rauben, und verbot ihnen strengstens, in Zukunft je wieder auf solche Dinge zu verfallen.

Der Haimagam erklärte sich damit einverstanden, mir meine Verluste zu ersetzen, sagte jedoch, da er soviel Geld nicht bei sich hätte, wollte er mir einen Wechsel geben und sich verpflichten, das Geld sofort zu zahlen, sobald er auf seinen Amtsposten zurückgekehrt sein würde.

Ich merkte wohl, daß der Haimagam mich nur betrügen wollte, aber der Pascha machte mir viel Hoffnung und schrieb sich sogar als Zeuge mit unter den Wechsel.

Darnach schloß der Haimagam wieder Freundschaft mit mir und machte sich für die nächste Woche zur Abreise nach Manaskert fertig. Vor seiner Abfahrt jedoch ließ mich der Pascha noch einmal rufen und machte mir folgende Eröffnung:

„Der Haimagam wird auf seinen Posten nach Manaskert abreisen, aber da er alles Geld, welches er bei sich hatte, verausgabt hat, so hat er mich, mit Dir zu sprechen. Er ersucht Dich, ihm auf Wechsel noch 20 Goldlire zu leihen, um die Rückreise machen zu können. Nach einem Monat nimmt er die Steuern ein und wird Dir dann alles Geld zurückzahlen.“

Ich lehnte es selbstverständlich ab, der Bitte des Haimagam zu entsprechen, aber der Pascha versicherte mir vertraulicherweise, „daß der Haimagam kein Mensch, sondern ein Hund wäre“ und daß er mir empfindlichen Schaden zufügen könne im Falle einer Abgabe. Außerdem versprach er, auch hierin mein Zeuge zu sein. Schließlich nahm er mir doch noch die 20 Goldlire ab. Der Haimagam umarmte mich bei seiner Abreise, dankte mir und schwur beim Barte des Propheten, mir das geliehene Geld zurückzuzahlen.“

Chadischi Aga verfiel abermals in Stillschweigen. — — —

„Aber dann?“ fragte ich.

„Dann verging ein Monat,“ fuhr der Erzähler fort, „und ich machte mich fertig, nach Manaskert zu reisen, nahm einen Brief vom Pascha an den Haimagam mit mir und kam nach sechs Tagen an Ort und Stelle an, stieg aber jetzt schon nicht mehr beim Haimagam, sondern bei einem mir befreundeten Kaufmann ab.“

Der Haimagam erfuhr unverzüglich von meiner Ankunft, schickte aber diesmal keinen Diener, um mich zu begrüßen. Dagegen ging er gleich nach Sonnenuntergang in die armenische Karawanserei zu einem mir befreundeten Kaufmann, setzte sich vor den Laden desselben und begann kräftig Nargileh¹⁾ zu rauchen. Ihn begleiteten der Katib und der Einnehmer der Abgaben. Ich hielt den geeigneten Moment für gekommen, ihm den Brief des Paschas zu überreichen und auch mein Geld zurückzufordern. Ich ging also auf ihn zu und wünschte ihm Gesundheit.

„Sei gesund,“ antwortete er mir ganz kühl, „wann bist Du angekommen?“

„Heute, Effendi!“

„Du willst wohl nach Erzerum reisen?“

„Nein, ich kam direkt nach Manaskert!“

Er nahm mir kaltblütig den Brief des Pascha ab, las ihn gleichgiltig durch und fragte mich mit ironischem Lächeln:

„Weiter hat Dich der Pascha nichts zu bestellen?“

„Nein.“

„Aha, Du kommst also jetzt, um 270 Lire von mir zu fordern?“

„Ihr habt richtig vermuthet. . .“, begann ich eben, aber der Haimagam ließ mich nicht ausreden.

„Na, dann sollst Du jetzt erfahren,“ schrie er mich an, „daß von Deinem Gelde auch nicht ein Para in meine Hände gekommen ist. Scheer Dich zum Pascha und fordere von dem Dein Geld, Du Esel! Fordere von dem Pascha die 250 Lire, die er in seine Tasche gesteckt und sich noch über Dich lustig gemacht hat. Du wolltest beim Gericht türkische Beamte verklagen? Profit Mahlzeit, beklage Dich, so viel Du willst, aber die türkischen Beamten sind schon nicht mehr so dumm, wie Du denkst! . . . Ich bin Dir auch nicht einen Para schuldig, weil ich mit Deinen 250 Goldlire den Pascha geschmiert habe, denselben Pascha, der mich von der gerichtlichen Verfolgung befreit hat.“ —

Hierauf stand der Haimagam von seinem Stuhle auf, sah mich mit sorgloser Nichtachtung an, brach sodann in ein lautes Lachen aus und trollte mit seinen Begleitern von dannen. Noch lange drang ihr unbändiges Gelächter zu mir herüber.“

Chadischi Aga endete; indem er aus einem neben ihm stehenden Spinde einige Papiere nahm, kranke er in denselben herum und gab mir sodann zwei Wechsel mit den Worten: „So, das sind meine Wechsel. — Wechsel auf 270 Goldlire, ist es nicht so? Wenn Du sie haben willst, verkaufe ich sie Dir für 20 Para . . .“

„Warum aber hast Du nicht auf's Neue eine gerichtliche Klage eingereicht?“

„Du willst mich ja wohl zum Narren haben?“ lachte Chadischi Aga auf. „Nach dem Weggange des Haimagam kam eine Art Soldat auf mich zu und flüsterte leise mir in's Ohr: „Der Haimagam läßt Dir bestellen, wenn Du nicht augenblicklich das Städtchen verläßt oder Dir einfallen läßt, noch einmal zu klagen oder auch die Wechsel zu Protest zu geben, so läßt er Dich und Deine ganze Familie lebendig braten. Der Haimagam Effendi sagt, er habe jetzt geleutet, wie man seine Geschäfte machen müsse, um immer trocken aus der Patsche zu kommen.“

„Aber was sagte der Pascha?“ fragte ich. „Sieh, derselbe war doch Dein Zeuge und Du konntest doch das Geld von ihm fordern?“

„Sofort nach meiner Zurückkunft,“ fuhr Chadischi Aga fort, „schickte der Pascha seinen Schreiber zu mir, welcher bei mir Mittag aß und Kaffee trank und beim Abschied zu mir sagte:

„Starkis Aga, ich rathe Dir aus Freundschaft, erhebe keine Klage gegen den Pascha. Gestern hat man den Räuber Schyris vom Stamme der Kurden aus dem Gefängnisse entlaufen lassen und dieser hat meinem Aga versprochen, alle Befehle desselben so vorfichtig auszuführen, daß der Teufel selbst ihm nicht auf die Spur kommen kann.“

Als Chadischi Aga geendet hatte, hielt er auf's Neue seine beiden Wechsel hin und sagte:

„Nimm sie Dir, nu da, nimm sie doch und gieb dafür meinem Enkel einen Bogen weißes Papier, er sagte mir gestern, daß sein Papier alle geworden ist.“

¹⁾ Nargileh — Wasserpipe.

(Nachdruck verboten.)

Nieder mit Treptow!

Eine Ausstellungsgeschichte mit tragischem Schluß.

Von Paul Linsemann.

Ceterum censeo, Carthaginiem esse delendam! Diejem Kraftspruch des unerbittlich strengen Cato, an dem wir — dem Sage nämlich — in der Quarta die Participialkonstruktion mühsam erlernt haben, murmelte ich jetzt den ganzen Tag vor mir her. Die Leute auf der Straße bleiben stehen und wohlmeinende Freunde fragen besorgt, ob es nun endlich so weit wäre? Mit dem „so weit“ scheinen sie einen nicht mehr ganz normalen geistigen Zustand zu meinen.

In der Quarta habe ich im Allgemeinen die Participialkonstruktion in ihrer Schönheit und Nützlichkeit nicht völlig begriffen und im Besondern die andauernde Vertilgungswuth Cato's unglaublich bestaunt. Jetzt verstehe ich die Fähigkeit des alten Römers. Heute ist Cato mein Ideal, und ich nehme die Flüche zurück, die ich anlässlich der Participialkonstruktion auf sein greißes Haupt geschleudert habe.

„Im Uebrigen meine ich, daß Treptow zerstört werden muß.“ Ich will diesen Satz lieber nicht lateinisch niederschreiben, denn über den lateinischen Akkusativ von Treptow möchten doch Meinungsverschiedenheiten entstehen.

Wenn ich Treptow sage, meine ich natürlich die Gewerbeausstellung. Von meinem — wie ich in der Folge darthun werde, höchst berechtigten — Fluche nehme ich die Gebäude des Ortes Treptow und seine unschuldigen Bewohner feierlich aus. Es bleibt ja genug zu zerstören übrig. Tag und Nacht denke ich über die Mittel und Wege nach, wie das geschehen könne, ohne daß ich mich einer strafbaren Handlung schuldig mache. Ich glaube, es wird das Beste sein, wenn ich die Ausstellung moralisch vernichte, wenn ich ihr den Lebensfaden abschneide, indem ich vor ihrem Besuche warne. Die folgenden Selbstbekenntnisse sollen den Anfang damit machen.

Am Tage nach der Eröffnung der Ausstellung war mein Briefkasten gefüllter als sonst. Die Briefe waren sämtlich von Ausstellern. Den Einen hatte ich flüchtig in Heringsdorf kennen gelernt; er suchte mich „bei mjrerer alten Freundschaft“ doch seines vorzüglichen Wagenchmieröls in einem Artikel liebevoll zu gedenken. Er wolle mir auch eine Flasche als Recensions-Exemplar verehren. Der zweite — ein entfernter Koufin einer Stieftante — hatte einen neuen selbstthätigen Lutschpistropfen für Säuglinge ausgestellt; als Revanche für eine Besprechung stellte er mir im Gebrauchsfalle eine beliebige Anzahl zur Verfügung. Ein dritter — der Freund des Freundes eines Freundes — wünschte, daß ich mich für einen verbesserten Milchkühler erwärmten sollte, und so weiter, et cetera.

Ich schrieb den Leuten sehr höflich, daß ich von Milchkühlern, Lutschpistropfen und Wagenchmieröl nur sehr oberflächliche Kenntnisse hätte und daß ich über die Ausstellung überhaupt nicht schreiben würde.

Der Bekannte aus Heringsdorf, der entfernte Koufin der Stieftante und der Freund des Freundes eines Freundes hielten das natürlich für Ungeschicklichkeit. Mit Denen hatte ich es nun für immer verdorben. Das schrieben sie mir auch ziemlich unverblümt, wobei der Eine noch bemerkte, das wäre wohl der Dank dafür, daß er vor drei Jahren sich meine lyrischen Gedichte gekauft? Der Vergleich seines Wagenchmieröls mit meinem lyrischen Gedichten hat mich doch, wie ich offen bekenne, etwas verstimmt.

Acht Tage darauf kam ein Freund von einer süddeutschen Universität, der dort als Privatdozent eine kleine Hörerschaft für Nationalökonomie zu interessieren versucht. Das ist nun der entseßlichste Bedant, den Sie sich denken können, und der dreitägige Besuch der Ausstellung kam an Strapazen der Durchquerung der Sahara gleich. Er hatte ein unglaublich dickes Notizbuch bei sich, ich mußte immer im Katalog nachschlagen und vor jedem Schrank konnte er eine halbe Stunde verweilen. Er hielt mir über jeden Gegenstand eine längere Vorlesung, erzählte mir, wie permittio noch die Photographie bei den alten Aegyptern gewesen sei und wie herrlich weit wir es darin gebracht hätten. Gott, wie hat der Mann mich gedödet! Eine Unterbrechung bei einer Biergelegenheit gab's nicht, es wurde nur „gearbeitet“.

Bei dem nächsten Besuch zeigten sich nur „Unterbrechungen“. Das war, als mein Vetter Hans kam, der zum Schmerze seiner Eltern noch immer Fuchsmajor bei den Wisigothen ist und, so

Gambrius will, es auch bleiben wird. Er nahm keine Rücksicht auf meine dringende Arbeit, die er für verachtungswürdige Streberei erklärte, und zog mit mir los.

Hans gab mir das Versprechen, daß er in Anbetracht meiner nicht völlig ausgebildeten Trinksfähigkeit in jedem Lokal „nur“ einen Schoppen inhaliren wolle; er verfolgte dabei auch wissenschaftliche Zwecke, denn seiner Verbindung habe er einen genauen Bericht über die Gewerbeausstellung versprochen. Sie wissen aus den Zeitungen, daß die Kneipen in Treptow einen ganzen deutschen Mittelstaat bequem versorgen könnten. Da werden Sie also eine gegründete Vorstellung haben, wie ich mich am nächsten Morgen nach dieser Bierreise befand. . . . Der Haring- und Kollmopsentensum hat sich in Berlin für einige Zeit bedeutend gehoben. . . . Damals fing ich an, die Ausstellung zu erwünschen. . . .

Ein Freund aus der Provinz hatte seine Frau nach Berlin zu Bekannten geschickt. Ich hatte die angenehme Pflicht, sie in die Ausstellung zu begleiten. Das kleine Frauchen ist sehr neugierig: sie mußte in „Kairo“ und „Alt-Berlin“ in jede Bude und außerdem mußte sie zum „Andenken“ überall etwas mitnehmen. Auch ohne mit mathematischen Talenten begabt zu sein, werden Sie sich ungefahr berechnen können, was dieser Nachmittag kostete. Kein Vorschuß war hoch genug, um diesen Ausfall in meiner Kasse decken zu können. Diese Ausstellung hatte wohl die Absicht, mich zu ruiniren?

Ich war gerade dabei, ein kleines Plakat an meine Thür zu befestigen, auf dem als Abschreckungsmittel ein Hinweis auf eine ansteckende Krankheit stand, als der Telegraphenbote eintrat.

„Wir kommen heute um 12 Uhr 30 Minuten. Onkel Eduard.“

Ich zog mich schleunigst in mein Zimmer zurück, entfernte sämtliche weibliche Photographien in die tiefste Tiefe meines Schreibtisches, rief meine Wirthin herbei und im Verein mit ihr brachte ich das Zimmer in einen höchst aufgeräumten Zustand. Sie schaffte die leeren Weinflaschen fort, stellte eine sehr große Karaffe mit Wasser hin, Onkel's und Tante's Photographien wurden auf dem Schreibtisch postirt und die Weckeruhr auf 6 Uhr gestellt. Das Zimmer machte jetzt einen unheimlich soliden Eindruck. Außerdem empfing meine Wirthin Verhaltensmaßregeln im Fall eines Interviews mit der Tante. Ich war bereit: sie mochten nun kommen!

Der verehrliche intelligente Leser wird gemerkt haben, daß es sich um einen Erbonkel und dito Tante handelt. Er wird also auch die Ausgabe von einer Mark für ein Bouquet verstehen, mit dem ich mich an die Bahn begab. Um 12 Uhr 30 Minuten kam der Zug aus Bielenwalde an. Es liegt dies von Berlin knappe zwei Stunden, aber die beiden Leutchen hatten sich ausgerüstet wie für eine Expedition nach unbekanntem Gegenden. Onkel stand am Coupesfenster und grüßte schon von Schöneberg her mit seinem ein Quadratmeter großen rothen Tafchentuche. Er hatte einen leinenen Staubmantel, eben solche Mütze, eine Umhängetasche, einen Regenschirm, einen Spazierstock und ein riesiges Opernglas. Tante hatte ihr Braunsiedenes an. Mit namenloser Verachtung winkte sie dem Gepäckträger ab — denn wozu war ich da? Nun begann die Entleerung des Coupé's. Zunächst kamen zwei riesige Futterkörbe, die von Bielenwalde bis Berlin nicht viel Schaden erlitten, eine Kiefernhuschachtel, mehrere Plaid's, drei Schachteln, ebenfalls mit Schwaaen, denn in diesem Berlin ist doch Alles zu theuer! — zwei buntgesichtige Handtaschen und ein Reisekorb. Damit wurde ich vornehmlich beladen —, was meine zehn Finger nicht halten konnten, bekam der Onkel.

Ich machte, so beladen, einen nicht gerade bedeutenden Eindruck. Aber es geht mir jedes Mal so, wenn Tante und Onkel nach Berlin kommen, und ich habe mich schon daran gewöhnt. Eine Erbante und Erbonkel habe ich ja nur! Und mit denen darf ich es nicht verderben.

Mit vieler Mühe gelang es mir, die Tante in Anbetracht der vielen Pakete zu einer Droschke zweiter Güte zu überreden.

„Wir sind gekommen, um uns die Gewerbeausstellung anzusehen“, erklärte Onkel.

„Wird wohl ein netter Schwindel sein.“ fügte Tante hinzu; „wieder so ein richtiger Berliner Schwindel. Aber von Bielenwalde war noch Keiner da. Ich muß doch sehen, was an der Sache dran ist.“

Meine Tante, eine geborene Bielenwalderin, ist eine geschworene Gegnerin der Reichshauptstadt und wendet seit Jahren ihre Ueberredungskunst auf, daß ich nach Bielenwalde übersiedeln soll.

Sie stiegen in ihrem Gasthof in der Krausenstraße ab. Beim Auspacken der gewaltigen Eßkörbe bemerkte ich sogar einen Topf mit Liebig's Fleischextrakt. Auf meine verwunderte Frage, wozu sie diesen mitgebracht, sagte sie etwas aufgeregt: „Ja, glaubst Du denn, daß ich Eure pauporen Berliner Suppen ohne diese Kräftigung essen möchte?!“ Danach bestand die liebe Tante darauf, mein neues Zimmer zu sehen. Wie gut waren meine Vorsichtsmassregeln! Sie erklärte ihre Zufriedenheit und fragte auf dem Korridor noch rasch meine Wirthin aus, deren Auskunft wohl sehr schmeichelhaft für mich gewesen sein muß, denn die Tante warf mir einen gnädigen Blick zu.

Auf der Straße blieben einige Menschen stehen. Onkel mit seinem vorjüdischlichen Cylinder, dem Familienschirme und Tante mit ihrem buntgeblühten Umschlagetuch gewöhnten moquanten Leuten jedesmal ergebigen Stoff. Das ist mir stets sehr peinlich: ich gestehe freimüthig — nicht so sehr in meiner Eigenschaft als Nefte, denn als zufälliger Begleiter.

Da meine Tante, wo wir auch sind, ob auf der Straße oder im Restaurant oder in der Stadtbahn, permanent ziemlich laut auf Berlin schimpft und als Vergleich Bielewalde herbeizieht, so bilden wir überall ein recht auffallendes Parzett.

Es wird Sie verwundern, daß ich vom Onkel so wenig spreche. Doch wer wollte gegen Tante aufkommen? Tante, die das Geld in die Ehe mitgebracht hat, ist eine ungewöhnlich temperamentvolle und energische Natur und obgleich Onkel Stadtverordneter in Bielewalde ist, behauptet er neben ihr doch nur ein geringes Ansehen.

Meiner Tante war natürlich draußen nichts recht. Sie mäfelte an jedem ausgestellten Gegenstand und erklärte laut und zuversichtlich: „Wenn wir in Bielewalde erst mal 'ne Ausstellung machen — dann werdet ihr Berliner Euer blaues Wunder erleben.“ Worauf etliche Umstehende höhnischer Weise zu lachen begannen. Da Tante die Gegenstände fortwährend mit den Händen berührte, gerieth sie alle Augenblicke mit dem Aufsichtspersonal in Konflikt.

„Erkläre doch, daß Du zur Presse gehörst,“ murrte sie zu mir, „und verbitte Dir solche Belästigungen.“

Vergebens suchte ich ihr klar zu machen, daß ich keinerlei Einfluß ausüben könnte.

„Nicht mal das,“ knurrte sie, „und dabei hat Dein Schriftstellerlernen uns soviel Geld gekostet.“

So fast meine Tante den Beruf der Presse auf! In der photographischen Abtheilung war ein lebhaftes Gedränge, sodas wir einen Augenblick von der Tante getrennt wurden.

Onkel zupfte mich am Arm: „Tunge, jetzt ist der richtige Augenblick gekommen. Nu lassen wir die Alte schiefen.“

„Einen Augenblick war ich sprachlos. Sprach das mein Onkel, das Lamm? In diesen Ausdrücken? Und eine so teuflische Absicht?“

Seine kleinen Neuglein bligten in vergnüglicher Reckheit. „Hundert Mark hab' ich mir heimlich eingesteckt. Die müssen wir klein machen. Du weißt doch, wo was los ist?“

„Aber Onkel, was wird die Tante...?“ „Du hast wohl keinen Muth?“ sagte er prahlerisch. „Wir sagen einfach, wir hätten sie im Gedränge verloren und vergeblich gesucht. Wenn Du nicht willst, gehe ich allein los.“

Nein, das ging nicht! Den unschuldigen, harmlosen Mann durfte ich nicht allein lassen. Das war ich ihm als Nefte schuldig. Wenn ihm etwas passirte!

„Außerdem — was riskirst Du denn?“ dozirte er weiter, „schlimmstenfalls nehme ich Alles auf mich.“

Das beruhigte mich. O hätte ich dem Verführer nie getraut! Verstoßen drückten wir uns aus der photographischen Ausstellung und hinüber ging's nach „Alt-Berlin.“ Ich habe meinen Onkel noch nie so fidel gesehen. Von Glas zu Glas wurde er aufgeräumter und eine schier bacchantische Stimmung kam über ihn. Schließlich hatten wir uns bis „Kairo“ durchgetrunken. Seine Unterhaltung hatte mäthlich einen etwas lauten Ton angenommen.

„Das ist nicht mehr zum Aushalten mit dieser Frau,“ schrie er und schlug mit dem Spazierstock so heftig auf den Tisch, daß ein vorübergehender Araber ängstlich an seinen Säbel griff. Diese Frau tyrannisirt mich. Aber Alles hat sein Ziel. Ich lasse mir diese Behandlung nicht länger gefallen. Ich will Freiheit haben.“

Und mit einem Male sang er das alte schöne Lied: „Freiheit, die ich meine.“ Der Wirth des Lokals erschien und er suchte den Onkel, etwas ruhiger zu sein.

Aber da kam er schön an. „Wollen Sie mir auch was verbieten?“ fuhr er auf, „habe ich nicht genug an meiner Frau? Wer sind Sie überhaupt?“

Die weitere Rede war derart, daß wir sanft, doch erfolgreich aus dem Lokal abgehoben wurden.

Mein armer Onkel war schwer bekneipt; aber er war um keinen Preis zu bewegen, nach Hause zu fahren. Auch der Hinweis auf Tante nützte nichts.

„Ich werde ihr schon zeigen, wer der Herr ist,“ erklärte er stolz. Mein Onkel kam mir in diesem Augenblick ordentlich reckenhaft vor.

„Bravo! Daß Dir nur Nichts gefallen,“ hezte ich. „Weißt Du,“ meinte er, „dies Berlin ist doch großartig. In Bielewalde ist nie so was los. Und dann Deine Tante — na, ich sage Dir! Heute Abend möchte ich übrigens in das Reichshallentheater gehen!“

Himmel, was war aus meinem Onkel in der kurzen Zeit geworden! Er wollte in das Reichshallentheater gehen!

Endlich waren wir in der Bude gelandet, wo sich die orientalischen Tänzerinnen produzierten. Das war etwas für meinen Onkel! Wir saßen vielleicht heute noch da, wenn nicht plötzlich, wie die Posaune am jüngsten Gericht, eine Stimme ertönt wäre:

„Also da seid Ihr!“ Es war die Tante.

Ich erbleichte und der löwenmuthige Onkel schlotterte in den Knieen.

Und nun konnten die Orientalinnen ein Stück occidentalischen Ehelebens kennen lernen.

„So leicht wirst Du mich nicht los, Glender,“ schrie Tante den armen Onkel an, „so verpraßt Du also unser schweres Geld! Auf der Stelle machst Du, daß Du nach Hause kommst.“ Datan schloß sich eine Fülle von blumigen Wendungen, die man Verbalinjurien nennt.

Der Onkel lächelte blöde, reden konnte er nicht mehr.

Am andern Tage erhielt ich folgenden Brief:

„Glender Verführer! Einen armen hilflosen Mann, der in seinem ganzen Leben sich nie etwas hat zu Schulden kommen lassen, hast Du in den Sumpf gelockt. Mein Mann hat mir Alles gebeichtet! Du allein bist schuld daran. Daß es zwischen uns für immer aus ist, begreifst Du. Morgen schon stoße ich das Testament um. Mein ganzes Geld fließt nach meinem Tode einer Anstalt zur Erziehung sittlich verkommener Personen jugendlichen Alters zu.“

„Hab' ich nicht Recht mit meinem Ceterum censeo, Treptor muß zerschört werden? Denn dazu bin ich doch zu stolz, um einen Freiplatz in Tantens Nijl zu erstreben!“

Allerlei.

Ein Scherzwort Tumas. Alexander Dumas Sohn speiste eines Tages in Marseille bei dem Doktor Gistal, einem der angesehensten und gepriesensten Aerzte der Stadt. Als das Essen eingenommen war und man in den Salon ging, um dort Kaffee zu trinken, sagte Gistal zu seinem berühmten Gast: „Lieber Dumas — ich weiß, Sie improvisiren reizend — beglücken Sie mich mit vier Zeilen — hier in diesem Album!“ — „Gern,“ erwiderte der Dichter. Er nahm seinen Bleistift zur Hand und schrieb:

„Seit unser Stolz, Doktor Gistal,
Das Wohl der guten Stadt bewacht,
Hat man zerschört das Hospital —“

„Schmeichler!“ unterbrach ihn der Arzt, der lächelnd über seine Schulter sah. Doch Dumas schrieb weiter:

„Und einen Kirchhof d'raus gemacht.“

Kindermund. „Papa, sieh' mal das Storchnest dort oben und kein Storch darin! Den hat gewiß die Müllerin gebraten.“ Vater: „Gebraten? Wieso?“ „Na gestern hat doch der Storch zwei kleine Knaben in die Mühle gebracht und da hörte ich, daß der Müller sagte: Na nu brat' mir aber Einer 'n Storch!“

Noch ähnlicher. Herr X. sen. (dem ein Photograph das Bild des Herrn X. jun., eines Studenten, zeigt): „Ein sehr schönes Bild! Das sieht Herbert wirklich kolossal ähnlich! Apropos — hat mein Sohn schon bezahlt?“ — Photograph: „Nein!“ — Herr X. sen.: „Na, das sieht ihm noch ähnlicher!“

